

R U T H D R U A R T

*Ein neuer
Morgen
für*
SAMUEL

Roman



lübbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel

ZWEITER TEIL

Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsendzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel

DRITTER TEIL

Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel
Sechsenddreißigstes Kapitel
Siebenunddreißigstes Kapitel
Achtunddreißigstes Kapitel
Neununddreißigstes Kapitel
Vierzigstes Kapitel
Einundvierzigstes Kapitel
Zweiundvierzigstes Kapitel
Dreiundvierzigstes Kapitel
Vierundvierzigstes Kapitel

VIERTER TEIL

Fünfundvierzigstes Kapitel
Sechsendvierzigstes Kapitel
Siebenundvierzigstes Kapitel
Achtundvierzigstes Kapitel
Neunundvierzigstes Kapitel
Fünfzigstes Kapitel
Einundfünfzigstes Kapitel
Zweiundfünfzigstes Kapitel

Dreiundfünfzigstes Kapitel
Vierundfünfzigstes Kapitel
Fünfundfünfzigstes Kapitel
Sechsendfünfzigstes Kapitel
Siebenundfünfzigstes Kapitel
Achtundfünfzigstes Kapitel
Neunundfünfzigstes Kapitel
Sechzigstes Kapitel
Einundsechzigstes Kapitel
Zweiundsechzigstes Kapitel
Dreiundsechzigstes Kapitel
Vierundsechzigstes Kapitel
Fünfundsechzigstes Kapitel
Sechsendsechzigstes Kapitel
Siebenundsechzigstes Kapitel
Achtundsechzigstes Kapitel
Neunundsechzigstes Kapitel
Siebzigstes Kapitel
Einundsiebzigstes Kapitel
Zweiundsiebzigstes Kapitel
Dreiundsiebzigstes Kapitel
Vierundsiebzigstes Kapitel
Fünfundsiebzigstes Kapitel
Sechsendsiebzigstes Kapitel
Siebenundsiebzigstes Kapitel
Achtundsiebzigstes Kapitel
Neunundsiebzigstes Kapitel
Achtzigstes Kapitel
Einundachtzigstes Kapitel
Zweiundachtzigstes Kapitel
Dreiundachtzigstes Kapitel
Vierundachtzigstes Kapitel
Fünfundachtzigstes Kapitel
Sechsendachtzigstes Kapitel
Siebenundachtzigstes Kapitel
Achtundachtzigstes Kapitel

Neunundachtzigstes Kapitel

Epilog

Danksagungen

Gedicht für ein angenommenes Kind

Über dieses Buch

Paris, 1944: Sarah und David befinden sich im Lager Drancy. Gerüchte über Todeslager machen die Runde, und die beiden ahnen, dass sie in ein anderes Lager abtransportiert werden. Sie bangen um ihr Leben. Und um das Leben ihres neugeborenen Sohns Samuel. In einem Akt purer Verzweiflung drückt Sarah ihr Baby dem Gleisarbeiter Jean-Luc in die Arme und bittet ihn, Samuel zu retten. Gemeinsam mit Charlotte stellt Jean-Luc sich dieser Aufgabe, und die drei wagen die gefährliche Flucht in die USA ...

Über die Autorin

Ruth Druart wuchs auf der Isle of Wight auf. Mit achtzehn Jahren zog sie von dort fort, um an der Leicester University Psychologie zu studieren. Seit 1993 lebt sie als Lehrerin in Paris. *Ein neuer Morgen für Samuel* ist ihr erster Roman.

RUTH DRUART

Ein neuer Morgen für
SAMUEL

Roman

Übersetzung aus dem Englischen
von Ulrike Moreno

lübbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Titel der englischen Originalausgabe:
»While Paris Slept«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2021/2022 by Ruth Druart
Published by arrangement with Headline Review,
an imprint of HEADLINE PUBLISHING GROUP

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dorothee Cabras, Grevenbroich
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München unter
Verwendung von Motiven von © arcangel: Caroline FLORNOY |
Lee Avison; © shutterstock.com: David M. Schrader
eBook-Erstellung: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7517-0370-3

[luebbe.de](#)
[lesejury.de](#)

*Für Jeremy, Joachim und Dimitri,
die mich zu dieser Geschichte inspiriert haben*

*Und in Erinnerung an meine Großmutter
Diana White*

»Lasst uns einen Tag opfern,
um vielleicht ein ganzes Leben zu gewinnen.«

Aus: *Les Misérables* von Victor Hugo

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

Santa Cruz, 24. Juni 1953

JEAN-LUC

Jean-Luc führt das Rasiermesser an seine Wange und betrachtet sich im Badezimmerspiegel. Im ersten Moment erkennt er sich selbst nicht. Mit dem Rasiermesser in der erhobenen Hand hält er inne, schaut sich in die Augen und fragt sich, was es sein mag. Irgendwie hat er jetzt etwas Amerikanisches an sich, das sich an seiner gesunden Bräune, den weißen Zähnen und etwas anderem zeigt, das er jedoch nicht genau bestimmen kann. Ist es vielleicht die selbstsichere Haltung seines Kinns? Oder sein Lächeln? Wie dem auch sei, es gefällt ihm jedenfalls. Wie ein Amerikaner auszusehen ist gut.

Nur mit einem Handtuch um die Hüften geht er ins Schlafzimmer zurück, wo ein dunkler Schatten draußen vor dem Fenster seine Neugierde erregt. Es ist ein schwarzer Chrysler, sieht er jetzt, der im Kriechtempo die Straße hinaufkommt und dann unter der Eiche vor ihrem Haus anhält. Komisch. Wer sollte um sieben Uhr morgens bei ihnen vorbeischaun? Irritiert starrt er das Auto an, bis der buttrige Duft von warmen Crêpes die Treppe hinaufsteigt und ihn zum Frühstück ruft.

Als er die Küche betritt, küsst er Charlotte auf die Wange und fährt seinem Sohn mit der Hand durchs Haar. Ein Blick aus dem Fenster verrät ihm, dass das Auto noch immer vor dem Haus steht. Aber nun sieht er auch, dass ein schlaksiger Mann an der Fahrerseite aussteigt und sich fast den Hals verrenkt, um sich umzuschauen. Wie ein

Pelikan, denkt Jean-Luc. Ein zweiter, untersetzter Mann steigt auf der anderen Seite aus, und gemeinsam gehen sie auf das Haus zu.

Die Türklingel zerreißt die morgendliche Stille.

Charlotte blickt verwundert auf.

»Ich gehe schon.« Jean-Luc ist bereits auf dem Weg nach draußen, entfernt die Kette aus dem Schloss und zieht die Tür auf.

»Mr. Bow-Champ?«, fragt der Pelikan-Mann, ohne eine Miene zu verziehen.

Jean-Luc starrt ihn nur schweigend an und registriert den dunkelblauen Anzug, das weiße Hemd mit der schlichten Krawatte und den arroganten Ausdruck seiner Augen. Die falsche Aussprache seines Namens ist etwas, was er für gewöhnlich durchgehen lässt, doch irgendetwas verletzt heute Morgen seinen Stolz. Vielleicht liegt es ja daran, dass der Mann direkt vor seiner Haustür steht. »Beauchamps«, berichtet er ihn. »Das ist ein französischer Name.«

»Das wissen wir auch, aber wir sind hier in Amerika.« Die Augen des Pelikan-Mannes verengen sich ein wenig, als er einen glänzenden schwarzen Schuh über die Schwelle setzt. Er späht über Jean-Lucs Schulter, und sein Nacken knackt, als er sich umdreht und mit schief gelegtem Kopf zu dem überdachten Carport hinüberschaut, in dem ihr neuer Nash 600 parkt. Seine Oberlippe kräuselt sich ein wenig. »Mein Name ist Jackson, und das ist Mr. Bradley, und wir würden Ihnen gern ein paar Fragen stellen, Mr. Bow-Champs.«

»Fragen wozu?«, entgegnet Jean-Luc in einem Ton, der sein Erstaunen zum Ausdruck bringen soll. Doch selbst in seinen eigenen Ohren klingt seine Stimme unaufrichtig – und definitiv eine Oktave zu hoch.

Die gedämpften Geräusche des Frühstücks sind bis zur Tür zu hören: Tellergeklapper und das helle Lachen seines Sohnes. Die vertrauten Laute hallen in Jean-Luc wider wie

ein ferner Traum. Er schließt die Augen und klammert sich an die jetzt nachlassenden Geräusche. Eine kreischende Möwe holt ihn allerdings in die Gegenwart zurück, und sein Herz schlägt jetzt so schnell und hart gegen seine Rippen wie das eines gefangenen Vogels.

Der untersetzte Mann namens Bradley beugt sich vor und sagt mit gedämpfter Stimme: »Sind Sie nach einem Autounfall vor sechs Wochen in das hiesige Krankenhaus eingeliefert worden?« Während er spricht, reckt er den Hals, als hoffe er, so einen Einblick in das Leben innerhalb des Hauses zu gewinnen.

»Ja.« Jean-Lucs Puls rast. »Ich bin von einem Auto angefahren worden, das zu schnell um eine Kurve kam.« Er hält inne und holt tief Atem. »Danach verlor ich das Bewusstsein.« Der Name des behandelnden Arztes, Dr. Wiesmann, kommt ihm in den Sinn. Er hatte ihn schon mit Fragen bombardiert, als er gerade erst wieder bei Bewusstsein, aber immer noch wie benebelt gewesen war.

»Wie lange sind Sie schon in Amerika?«, hatte der Arzt gefragt. »Und woher haben Sie diese Narbe in Ihrem Gesicht? Hatten Sie schon von Geburt an nur einen Finger und einen Daumen an der linken Hand?«

Bradley hustelt. »Mr. Bow-Champs, wir möchten, dass Sie uns ins Rathaus begleiten.«

»Aber wieso das denn?« Jean-Lucs Stimme hört sich wie ein Krächzen an.

Mit vorgeschobener Brust und hinter dem Rücken verschränkten Händen stehen die beiden Männer da wie eine Barrikade.

»Weil wir es für besser halten, die Angelegenheit dort und nicht hier vor Ihrer Tür und Ihren Nachbarn zu besprechen.«

Die in seinen Worten implizierte Drohung verstärkt die nervöse Anspannung in Jean-Lucs Magen noch. »Aber was habe ich denn getan?«

Bradley schürzt die Lippen. »Es geht nur um eine Befragung. Wir könnten auch die Polizei hinzuziehen, doch in diesem frühen Stadium ziehen wir es vor ... nun ja ... möchten wir zunächst die Fakten klären. Was Sie sicherlich verstehen können.«

Nein, das kann ich nicht!, hätte Jean-Luc ihn am liebsten angeschrien. *Ich weiß ja nicht einmal, wovon Sie reden.* Stattdessen murmelt er jedoch nur zustimmend: »Geben Sie mir zehn Minuten«, und nachdem er ihnen die Tür vor der Nase geschlossen hat, geht er in die Küche zurück.

Charlotte lässt gerade einen Crêpe auf einen Teller gleiten. »War es der Postbote?«, fragt sie, ohne aufzublicken.

»Nein.«

Mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen wendet sie sich ihm zu, und ihre braunen Augen durchbohren ihn geradezu. »Wer dann?«

»Zwei Beamte, die ich ins Rathaus begleiten soll, um ihnen ein paar Fragen zu beantworten.«

»Fragen zu deinem Unfall?«

Er schüttelt den Kopf. »Keine Ahnung. Ich weiß nicht, worum es geht. Sie wollen es mir nicht sagen.«

»Sie wollen es dir nicht sagen? Aber das müssen sie! Sie können doch nicht von dir verlangen mitzugehen, ohne dir den Grund dafür zu nennen!« Charlotte ist kreidebleich geworden.

»Mach dir keine Sorgen, Liebling. Ich denke, es ist das Beste, wenn ich tue, was sie sagen, und die Sache kläre. Es ist ja nur eine Befragung.«

Ihr Sohn blickt mit einem leichten Stirnrunzeln zu ihnen auf.

»Ich bin bestimmt bald wieder da.« Jean-Lucs Stimme klingt selbst in seinen eigenen Ohren so gekünstelt, als spräche jemand anders diese tröstenden Worte aus. »Kannst du bitte im Büro anrufen und Bescheid geben, dass ich heute später komme?« Dann wendet er sich

wieder an seinen Sohn. »Und dir wünsche ich einen schönen Schultag.«

Die plötzliche Stille in der Küche ist wie die Ruhe vor einem Sturm, als Jean-Luc sich abwendet und geht. *Normal*, denkt er. Er muss sich so normal wie möglich verhalten. Das Ganze ist doch nur eine Formalität. Was könnten sie schon von ihm wollen?

Zehn Minuten Zeit hat er verlangt. Und da er nicht will, dass sie erneut klingeln, eilt er ins Schlafzimmer, öffnet eine Schublade im Kleiderschrank und lässt den Blick über die wie Schlangen zusammengerollten Krawatten darin gleiten. Schließlich entscheidet er sich für eine blaue mit winzigen grauen Punkten. Da die äußere Erscheinung wichtig ist in einer Situation wie dieser, nimmt er auch ein Jackett vom Bügel, bevor er wieder hinuntergeht.

Charlotte steht mit besorgter Miene in der Küchentür.

Er ergreift ihre Hand, küsst seine Frau auf die kalten Lippen und blickt ihr noch einmal beruhigend in die Augen, bevor er geht. »Bis später, mein Junge. Viel Spaß in der Schule«, ruft er in Richtung Küche.

»Bis dann, Daddy«, antwortet Samuel.

»Bis dann.« Jean-Lucs Stimme bricht, und nicht einmal jetzt trifft er den richtigen Ton.

Er spürt Charlottes Blick im Rücken, als er die Haustür öffnet und den Männern draußen zu ihrem schwarzen Chrysler folgt. Auf dem Weg holt er ein paarmal tief Luft und zieht sie in den Bauch, so weit er kann. Die wasserdurchtränkte Erde unter seinen Füßen erinnert ihn wieder an das Gewitter, das mitten in der Nacht begonnen hatte. Die Feuchtigkeit, die es hinterlassen hat, verdunstet jedoch schon, und bald wird es wieder schwül und heiß sein.

Niemand spricht, während sie an den Nachbarhäusern mit ihren gepflegten Vorgärten und dann an dem Zeitungs- und Papierladen und der Bäckerei und Eisdiele vorbeifahren.

Sie alle sind ein Teil des Lebens, das er zu lieben gelernt hat.

Zweites Kapitel

Santa Cruz, 24. Juni 1953

CHARLOTTE

Obwohl das schwarze Auto schon seit geraumer Zeit verschwunden ist, stehe ich noch immer am Küchenfenster und starre auf die Straße hinaus.

Die Zeit fühlt sich wie eingefroren an, und ich will auch nicht, dass sie vergeht.

»Mom, irgendwas riecht angebrannt!«

»*Merde!*« Schnell nehme ich die Pfanne vom Herd und lasse den schon halb verkohlten Crêpe in die Spüle fallen. Meine Augen beginnen zu tränen von dem beißenden Rauch, der von ihm aufsteigt. »Ich mach dir schnell einen neuen.«

»Danke, Mom, aber ich bin satt.« Sam springt auf und flitzt aus der Küche.

Als ich mich umsehe, erfüllen mich die Überreste des so jäh gestörten Frühstücks mit Panik. Doch ich muss mich zusammenreißen. Langsam steige ich die Treppe hinauf und gehe ins Bad, wo ich mir etwas kaltes Wasser ins Gesicht spritze, bevor ich in dasselbe Kleid schlüpfe, das ich auch schon gestern anhatte, und wieder hinuntergehe.

Auf dem Weg zur Schule hüpfte Sam aufgeregt neben mir auf und ab. »Was glaubst du, was diese Männer von Daddy wissen wollen, Mom?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Aber was könnte es denn sein, Mom?«

»Ich weiß es wirklich nicht, Sam.«

»Vielleicht geht es ja um einen Einbruch?«

»Was?«

»Oder einen Mord!«

»Schluss jetzt mit dem Blödsinn, Sam. Sei still.«

Tatsächlich hört er mit der Hüpferei auf und schlurft jetzt nur noch still neben mir her.

Sofort beschleichen mich Gewissensbisse, aber heute habe ich wichtigere Sorgen.

Als wir uns der Schule nähern, befinden sich die anderen Mütter schon wieder auf dem Heimweg.

»He, Charlie! Du bist ganz schön spät dran heute. Kommst du nachher noch auf einen Kaffee vorbei?«, ruft Marge mir zu.

»Na klar«, antworte ich wider besseres Wissen.

Nachdem ich Sam zum Schultor begleitet habe, trödle ich dort noch ein bisschen herum, um den anderen Müttern einen Vorsprung zu geben. Sobald ich sehe, dass sie weit genug entfernt sind, mache auch ich mich langsam auf den Heimweg, wobei mich allerdings ein Gefühl der Einsamkeit zu überfluten droht.

Ich bin sogar schon halb versucht, mit den anderen Kaffee trinken zu gehen, doch mir ist klar, dass ich mich dann nicht bremsen könnte und alles ausplaudern würde. Es war zwar möglich, dass niemand das Auto gesehen hat, mit dem Jean-Luc am Morgen abgeholt wurde, aber falls doch, müsste ich eine logische Erklärung parat haben. Sie würden natürlich alle Einzelheiten wissen wollen, und deshalb ist es wohl das Beste, vorerst jeden Kontakt zu vermeiden.

Als ich wieder daheim bin, gehe ich von Zimmer zu Zimmer, schüttele die Sofakissen auf, spüle das Frühstücksgeschirr und ordne die Zeitschriften auf dem Couchtisch. Und die ganze Zeit über tröste ich mich mit dem Gedanken, dass es sinnlos ist, mir Sorgen zu machen, weil es ohnehin nichts nützen wird, denn schließlich ist Jean-Luc ja nur zu einer Befragung mitgenommen worden. Ich sollte also besser etwas Praktisches tun, um mich

abzulenken. Wie zum Beispiel den Rasen zu mähen und Jean-Luc die Mühe zu ersparen ...

Und so ziehe ich meine Gartenschuhe an und schiebe den Rasenmäher aus der Garage. Da ich gesehen habe, wie Jean-Luc an der Schnur an der Seite zieht, um ihn in Gang zu bringen, versuche ich das auch. Aber es tut sich nichts. Also ziehe ich erneut, und diesmal höre ich ein Zischen in der Maschine, das jedoch sofort wieder erstickt. Daraufhin ziehe ich noch fester und schneller, worauf das Ding diesmal tatsächlich surrend in Bewegung kommt und mich mit sich wegzieht. Es stinkt nach Benzin, doch eigentlich mag ich den Geruch sogar.

Der Rhythmus der Maschine ist so erstaunlich beruhigend, dass ich fast enttäuscht darüber bin, wie schnell die Arbeit erledigt ist. Nachdem ich den Mäher wieder in die Garage gestellt habe, gehe ich ins Haus zurück.

Vielleicht könnte das Wohnzimmer ja eine Reinigung vertragen ... Als ich den Staubsauger unter der Treppe hervorhole, fällt mir plötzlich wieder ein, dass ich erst am Vortag alles gründlich gesaugt habe. Resigniert und mit dem dicken Vakuumrohr noch in der Hand, kauere ich mich auf dem Boden nieder ...

Und schon werde ich von Erinnerungen überflutet. Von Erinnerungen an die Vergangenheit, über die Jean-Luc mich niemals reden lässt. In seiner pragmatischen Art hat er mir geraten, sie hinter mir zurückzulassen, wo sie seiner Meinung nach auch hingehört. Als wäre das so einfach!

Ich habe es versucht, wirklich versucht, aber ich kann nichts dafür, wenn ich im Schlaf meine Mutter, meinen Vater und mein einstiges Zuhause sehe. Diese Träume hinterlassen in mir eine Sehnsucht nach meiner Familie, die einen langen Schatten auf mein Leben wirft. Einmal habe ich Kontakt zu ihnen aufgenommen und ihnen geschrieben, nachdem wir eine Wohnung gefunden und uns hier niedergelassen hatten.

Meine Mutter schrieb zurück – einen kurzen, schroffen Brief, in dem sie mir mitteilte, dass Papa noch nicht bereit sei, mich zu sehen, weil er mir immer noch nicht ganz verziehen habe.

Ich gehe in die Küche zurück, wo ich wieder aus dem Fenster starre und meine ganze Willenskraft darauf konzentriere, Jean-Luc zu mir zurückzuholen. Von der Vernehmung entlassen und von jeglichem Verdacht befreit. Aber das Einzige, was ich sehe, ist die leere Straße.

Dann bringt das entfernte Geräusch eines Motors meinen Puls zum Rasen. Ich beuge mich vor, bis meine Nase fast das Fenster berührt, und spähe hinaus. *Bitte, lieber Gott, lass es Jean-Luc sein!* Mein Magen macht jedoch einen Satz nach unten, als ich eine vertraute blaue Motorhaube um die Ecke biegen sehe: Es ist Marge von gegenüber.

Ich schaue zu, wie sie mit ihren Einkaufstüten kämpft, während einer ihrer Zwillinge den anderen um den Wagen herumjagt. Jetzt blickt sie zu mir herüber, und ich trete blitzschnell von den Gardinen zurück und stelle mich seitlich neben das Fenster. Geheimnisse und Lügen. Was weiß man schon wirklich über das Leben seiner Nachbarn?

Und ich will heute auch keinem von ihnen begegnen. Falls jemand das schwarze Auto gesehen hat, werden alle Mütter es inzwischen wissen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sie Vermutungen anstellen und sich echauffieren. Nein, nein, ich muss von hier verschwinden und auf Abstand gehen. Ich könnte Einkäufe machen, in einer anderen Stadt und einem dieser großen, anonymen Supermärkte, wo ich niemandem begegnen würde, der mich kennt ...

Und so schnappe ich mir meine Handtasche, nehme meine Schlüssel vom Haken an der Tür und steige ins Auto, bevor mich irgendjemand sehen kann. Der Wind zerzaust mir das Haar, als ich mit offenem Fenster der Küstenstraße in Richtung Norden folge. Ich fahre gern schnell, weil es

mir ein Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit gibt und ich so tun kann, als wäre ich, wer immer ich gern gerade wäre.

Nach einer halben Stunde sehe ich ein Schild, das eine Abzweigung zum Lucky Store anzeigt. Nach ein paar Hundert Metern biege ich links vom Highway ab und folge den Pfeilen, bis ich einen mit Kombis vollgeparkten Parkplatz sehe. Sofort entdecke ich auch einen dieser Burger-Shops und sogar ein Karussell. Sam würde es hier gefallen; vielleicht sollten wir samstags einmal mit ihm herfahren und einen Tagesausflug daraus machen.

Normalerweise meide ich diese großen Supermärkte und kaufe lieber im Ort ein, wo ich den Lebensmittelhändler nach seinen knackigsten Äpfeln oder den Metzger nach seinem magersten Fleisch fragen kann. Sie nehmen sich immer die Zeit, die besten Produkte für mich herauszusuchen, und wissen es zu schätzen, dass Qualität mir wichtig ist.

Ich fühle mich auch gar nicht wohl in diesem riesigen Supermarkt mit seinen endlosen Reihen perfekt verpackter Waren. Hausfrauen in weiten Röcken, bequemen Schuhen und mit Dauerwellen schieben bis oben hin beladene Einkaufswagen voller Gläser und Konservendosen vor sich her. Der Anblick weckt Nostalgie in mir und erfüllt mich mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach Zuhause, nach Paris.

Hühnchen, sage ich mir. Heute Abend gibt es Hühnchen zum Abendessen. Zitronenhühnchen, weil das Jean-Lucs Lieblingsessen ist.

Ein Päckchen mit zwei Hühnerbrustfilets, ein halber Liter Milch und vier Zitronen sehen einsam und verloren auf dem Boden meines Einkaufswagens aus, als ich schließlich an der Kasse stehe. Es ist mir peinlich, aber ich kann mich einfach nicht darauf konzentrieren, was wir sonst noch für die Woche brauchen.

Die Kassierererin schaut mich befremdet an. »Brauchen Sie Hilfe beim Einpacken, Ma'am?«

Meint sie das ironisch? Ich schüttele den Kopf. »Nein, danke. Ich komme schon zurecht.«

Mein Magen knurrt, als ich die kleine braune Papiertüte in den Kofferraum lege, und erinnert mich daran, dass ich heute nicht einmal gefrühstückt habe. Vielleicht sollte ich mir einen Burger holen – aber allein bei dem Gedanken daran dreht sich mir der Magen um, und so fahre ich also hungrig heim und hoffe und bete, dass Jean-Luc schon wieder da sein wird.

Ich parke das Auto in der Einfahrt und laufe erwartungsvoll zur Haustür. Sie ist abgeschlossen. Er kann also noch nicht wieder zu Hause sein. Wie komme ich überhaupt darauf, dass er es sein könnte? Er wäre ohnehin direkt zur Arbeit weitergefahren. Ich weiß doch, wie besorgt er schon gewesen war, er könne sich verspäten.

Es ist bereits drei Uhr, und in einer halben Stunde muss ich Sam von der Schule abholen. Vielleicht wäre es besser, heute ein bisschen unpünktlich zu sein, um mich nicht an dem Geplänkel der anderen Mütter beteiligen zu müssen. Sam könnte natürlich auch allein nach Hause gehen – einige andere Kinder tun es auch –, doch ich hole ihn so gern ab, dass dies meine liebste Tageszeit ist.

Als ich noch ein kleines Mädchen war und in Paris lebte, kamen alle Mütter, um ihre Kinder abzuholen, und brachten ihnen auch immer ein mit Schokolade gefülltes Baguette mit. Deshalb ist es für mich so etwas wie eine Familientradition, Sam am Ende seines Schultags abzuholen.

Da ich heute jedoch zum ersten Mal fünf Minuten zu spät kommen werde, bleibt mir noch fast eine halbe Stunde Zeit, die ich irgendwie totschiagen muss.

Zunächst einmal lege ich die Hühnerbrustfilets in den Kühlschrank, wasche mir die Hände und schrubbe meine Fingernägel mit der alten Zahnbürste, die auf der

Fensterbank liegt. Sofort ertönt die Stimme meines Vaters in meinem Kopf: »Saubere Fingernägel sind ein Anzeichen dafür, ob ein Mensch gepflegt ist oder nicht«, sagte er immer, wenn er mich mit schmutzigen Nägeln erwischte. »Das ist wie mit Schuhen«, fügte er oft hinzu. »Man kann einen Menschen sehr gut nach seinen Fingernägeln und Schuhen beurteilen.«

»Nicht in Amerika«, würde ich jetzt erwidern, wenn ich ihn sähe. »Hier achten die Leute mehr auf dein Haar und deine Zähne.«

Als ich die Zahnbürste zurücklege, werfe ich einen Blick aus dem Fenster und versuche, mir keine Hoffnungen zu machen. Wie erwartet ist die Straße leer. Und wieder knurrt mein Magen, und mir ist sogar ein bisschen schwindlig. Vielleicht sollte ich etwas Süßes essen.

Nachdem ich die Keksdose aus dem Küchenschrank genommen habe, packe ich einen großen für Sam in Alufolie ein und breche einen anderen in zwei Hälften für mich selbst. Aus Angst, dass ich Magenkrämpfe davon bekommen könnte, knabbere ich nur daran, da ich mich danach aber besser fühle, esse ich auch noch die andere Hälfte.

Noch zwanzig Minuten. Ich gehe zu unserem Schlafzimmer hinauf und setze mich an meine Frisierkommode, nehme meine Bürste mit den Echthaarborsten aus der obersten Schublade und bearbeite mit ihr meine Haare, bis sie glänzen. Der Spiegel verrät mir, dass ich noch immer eine gut aussehende Frau bin: Ich kann weder feine Fältchen noch graue Haare oder schlaffe Haut unter meinem Kinn entdecken. Äußerlich ist also alles in Ordnung. Es ist mein Herz, das sich wie das einer Hundertjährigen anfühlt.

Schließlich stehe ich wieder auf und streiche die Patchworkdecke glatt, die aus unzähligen perfekt per Hand zusammengenähten Sechsecken besteht. Wir haben sie bei einem Besuch in Pennsylvania von den dortigen Amish

gekauft. Diese Reise war unser erster Urlaub zu dritt gewesen. Sam hatte gerade erst laufen gelernt, war aber immer noch ein wenig unsicher auf den Beinen und fiel auch ab und zu noch hin. Ich erinnere mich gut, dass ich ständig vor ihm herging, um eventuelle Stürze abzufangen

...

Noch zehn Minuten. Ich gehe wieder hinunter und drehe eine Runde durch die Zimmer, bevor ich endlich die Haustür öffne. Grelles Sonnenlicht schlägt mir entgegen, und ich kehre schnell wieder ins Haus zurück, um meinen Hut zu holen.

Als ich den Gartenweg entlanggehe, frage ich mich nicht zum ersten Mal, warum die Amerikaner es vorziehen, ihre Gärten offen zu lassen, statt sie mit Hecken oder Mauern zu umgeben. Denn so kann schließlich jeder einfach hineinspazieren, zum Haus hinaufgehen und durch die Fenster hineinschauen. Sie sind völlig anders als französische Gärten, die immer von hohen Mauern oder dichten Büschen umgeben sind, um ungebetene Besucher zu entmutigen.

Jean-Luc liebt diese Offenheit hier. Er sagt, was in Frankreich passiert ist, hätte hier nie geschehen können, weil alle so offen zueinander sind. Niemand hätte seine Nachbarn denunziert und sich dann hinter verschlossenen Türen versteckt, während sie weggebracht wurden. Aber ich kann nicht anders, als es als untreu Frankreich gegenüber zu empfinden, wenn Jean-Luc so redet. Jahre des Hungers, der Furcht und der Entbehrungen – all diese Dinge können einen guten Menschen durchaus zu einem schlechten machen.

»Charlie!«, ruft Marge aus dem gegenüberliegenden Garten und reißt mich aus meinen Gedanken. »Wo warst du heute? Wir waren alle zum Kaffee bei Jenny und dachten, du würdest auch kommen.«

»Das tut mir leid, Marge«, antworte ich und ertappe mich schon wieder bei einer Lüge. »Aber ich hatte sehr viel

einzu kaufen und bin dazu zum Lucky Store gefahren.«

»Was? Du bist den ganzen weiten Weg dorthin gefahren? Ich dachte, du hast diese riesigen Einkaufszentren? Du hättest etwas sagen sollen, dann wäre ich mitgekommen.«

»Wie schade, dass ich den Kaffee verpasst habe!«

»Mach dir nichts daraus, Charlie. Am Freitag treffen wir uns bei Jo. Hör mal, ich muss dich um einen Gefallen bitten. Könntest du Jimmy mitbringen, wenn du Sam abholst? Ich muss mit Noah zum Arzt, weil er Fieber hat, das nicht sinken will.«

»Aber sicher«, sage ich mit einem bemühten Lächeln, bei dem ich mir wie eine Verräterin dieser Frau gegenüber vorkomme, die ich seit Jahren kenne.

»Danke, Charlie«, antwortet unsere Nachbarin mit einem aufrichtigen Lächeln.

Als ich zur Schule gehe, erinnere ich mich daran, mit welcher Herzlichkeit diese und andere Nachbarn dafür gesorgt hatten, dass wir uns vor neun Jahren vom Tag unserer Ankunft an in Santa Cruz willkommen und wohl fühlten.

Schon in der ersten Woche waren wir von ihnen eingeladen worden, und nicht nur auf einen Drink, sondern gleich zu einem richtigen Barbecue. Ich war gerührt gewesen von der Art und Weise, wie alle sich zu diesem Anlass eingefunden und mit ihren lauten, fröhlichen Stimmen verkündet hatten, wie sehr sie sich freuten, die neu hinzugezogene Familie kennenzulernen.

Jean-Luc wurde gleich ein großes Bier in die Hand gedrückt und mir ein Glas Weißwein, sowie wir auch nur einen Fuß in den Garten gesetzt hatten. Alle machten einen Riesenwirbel um Sam, und für ihn wurde ein schattiger Platz unter einem Baum gefunden, wo er inmitten von Bergen von Spielzeug auf seiner Babydecke sitzen konnte.

Bei den Amerikanern schien es keine Verhaltensregeln für derartige Anlässe zu geben, zumindest nicht, soweit ich

sehen konnte. Sobald ein Steak bereit war, strömten die Gäste zu dem Grill hinüber. Ich war froh, als ein Mann mir einen schon gefüllten Teller reichte. Da es auch keine Sitzordnung gab, setzten wir uns, wohin wir wollten, oder zogen mit unseren Gartenstühlen weiter, um uns anderen kleinen Gruppen anzuschließen.

Es war alles ganz anders als in Paris. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn meine Eltern Gäste empfingen, machten sie Sitzpläne für das Diner. Die Gäste warteten still und geduldig, bis der Gastgeber ihnen ihre Plätze zuwies, und niemandem wurde je ein Getränk serviert, bis alle Gäste eingetroffen waren. Maman beklagte sich oft darüber, dass Monsieur und Madame Soundso sich verspäteten und sie ihretwegen alle eine Stunde auf ihren ersten Drink warten mussten. Aber na ja, der Krieg setzte diesen Dinern ohnehin ein Ende.

Hier dagegen schien es keine Regeln zu geben. Frauen plauderten und lachten völlig zwanglos mit mir, Männer zogen mich auf und sagten mir, wie sexy mein Akzent doch sei. Ich war bezaubert und Jean-Luc sogar noch mehr. Er hatte sich vom ersten Tag an in Amerika verliebt. Falls er jemals Heimweh hatte, erwähnte er es nicht. Alles war wunderbar und erstaunlich für ihn: die Fülle von Essen, die Freundlichkeit der Leute, die Leichtigkeit, mit der man alles kaufen konnte.

»Das ist der amerikanische Traum«, sagte er immer wieder. »Wir müssen lernen, perfekt Englisch zu sprechen. Für Samuel wird es leicht sein, weil es seine erste Sprache ist, und er wird uns helfen können.«

Aus Samuel wurde sehr schnell Sam, aus Jean-Luc John und aus Charlotte Charlie. Wir waren amerikanisiert worden. Jean-Luc meinte, das bedeutete, dass wir akzeptiert worden waren und wir der herzlichen Begrüßung wegen, die uns zuteilgeworden war, vermeiden sollten, Französisch zu sprechen. Weil es sonst so aussehen

würde, als wollten wir uns nicht in die Gemeinschaft integrieren.

Also sprachen wir nur Englisch, sogar unter uns. Natürlich konnte ich seinen Standpunkt verstehen, auch wenn es mir ein bisschen wehtat, Sam nicht mehr die Schlaflieder singen zu können, die meine Mutter mir früher vorgesungen hatte. Es entfernte mich noch weiter von meiner Familie und meiner Kultur, und es veränderte unsere Kommunikationsweise und möglicherweise sogar unsere Persönlichkeit.

Ich liebe Jean-Luc nach wie vor von ganzem Herzen, aber es fühlt sich jetzt ein bisschen anders an. Er nennt mich heute nicht mehr *mon cœur*, *mon ange*, *mon trésor*, sondern *Darling*, *Honey* oder, was sogar noch schlimmer ist, *Baby*.

Die Glocke schallt über den leeren Schulhof und unterbricht meine Gedanken. Scharen von Kindern schwärmen aus dem Gebäude und machen sich auf die Suche nach ihren Müttern.

Sam ist leicht zu erkennen mit seinem dunklen Haar, das aus dem Gewimmel hellerer Köpfe hervorsteht. Seine olivfarbene Haut und die feinen Gesichtszüge künden von einer anderen Herkunft. Eine Nachbarin sagte einmal, seine langen Wimpern seien die reinste Verschwendung bei einem Jungen. Als könnte Schönheit an jemanden verschwendet sein! Was für ein komischer Gedanke!

Sam schaut zu mir herüber und lächelt sein Lächeln, das ebenso schief ist wie Jean-Lucs. Mit neun Jahren ist er zu alt, um wie früher auf mich zuzulaufen, und beendet zunächst einmal das Gespräch mit seinen Freunden, bevor er betont lässig zu mir herüberkommt.

Ich küsse ihn auf beide Wangen, obwohl ich weiß, wie sehr es ihn in Verlegenheit bringt, aber ich kann einfach nicht anders. Und ein bisschen Verlegenheit hin und wieder kann durchaus charakterbildend sein.

»Geh und sag Jimmy, dass er mit uns heimgeht«, fordere ich ihn auf.

»Prima!« Er rennt los, bleibt dann jedoch plötzlich stehen, dreht sich um und kommt einen Schritt zurück. »Ist Daddy zu Hause?«

»Noch nicht.«

Wortlos geht er wieder, um Jimmy zu suchen.

Als er mit seinem Freund zurückkommt, nehme ich den Schokokeks heraus und breche ihn in zwei Hälften. Jimmy verschlingt die seine gierig.

»Zu Hause gibt es noch mehr davon«, sage ich.

»Super!« Jimmy läuft voraus. »Komm schon, Sam!«

Aber Sam bleibt neben mir.

Jimmy rennt trotzdem weiter und verschwindet um die nächste Hausecke. Ich lege meine Hand auf Sams Schulter. »Mach dir keine Sorgen, Daddy wird bald nach Hause kommen.«

»Aber was wollten diese Männer von ihm?«

»Darüber reden wir später.«

»Buh!«, schreit Jimmy und springt hinter der Hausecke hervor.

Mein Herz schießt mir in die Kehle, und ich schreie auf.

Jimmy lacht hysterisch. »'tschuldigung«, sagt er kichernd.

Als mein Herzschlag sich wieder normalisiert, tue ich so, als müsste auch ich lachen, um die Atmosphäre zu entspannen.

Jimmy ergreift Sams Arm, und die Jungs laufen voraus.

Als wir nach Hause kommen, stelle ich die Keksdose vor den beiden auf den Küchentisch. »Nehmt euch so viele, wie ihr wollt.«

Jimmy schaut mich mit großen Augen an und grinst von einem Ohr zum anderen. »Wow! Danke.«

Es tröstet mich ein wenig zu sehen, wie die beiden zulangen und meine selbst gebackenen Kekse verputzen.